

XL Leseprobe

@ by Sylvia Kaml

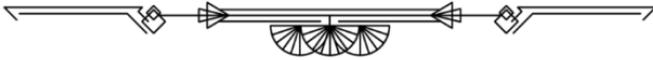
DAS SMARAGDGRÜNE

MONOKEL

Historischer Steampunk Roman

Dieses Buch widme ich all denen,
die den Versuch starten, es zu lesen.

I PORZELLANKÖPFE



Oktober 1880

Wo waren sie nur, die drei Kinder? Zwei Jungs und ein Mädchen in schmutzigen Kleidern. Sie trafen sich doch stets um dieselbe Uhrzeit an der Ziegelmauer der Fabrik gegenüber. Kam ein elegant gekleideter Herr mit Zylinder und Spazierstock zusammen mit einer Dame im langen Kleid, sprang das Mädchen nach vorne und bettelte sie an. Ob sie ihr mit dem Stock drohten oder nach ihrer Geldtasche griffen, tat nichts zur Sache. Die Ablenkung war es. Die beiden Jungs schlichen sich von hinten an, stahlen Taschenuhr oder Geldbeutel und stoben davon. Aber heute fehlte jede Spur von ihnen.

Clara senkte das Fernglas und verzog enttäuscht den Mund. Diesen Abend würde es wohl nichts zum Schauen geben, abgesehen von dem Moos zwischen den Backsteinen der Fabrikwand. Moment, wer war das? Sie blinzelte in die Sonne. Zwei Figuren tauchten an der Ecke auf. Clara hob das schwere Instrument erneut vor die Augen und drehte mit dem Mittelfinger an dem kleinen Rädchen, um die Linsen schärfer einzustellen. Sie erkannte eine Frau in

einem kastanienbraunen Kleid und weinroten, hochgesteckten Haaren unter dem dunklen, beinahe schwarzen Hut. Sie musste etwa so alt wie ihre Mutter sein. Das Fernglas war derart hochwertig, dass Clara sogar den Leberfleck ausmachen konnte, der die rechte Wange der Frau zierte. So knapp unter dem äußeren Augenwinkel wirkte es wie eine schwarze Träne. Sie unterhielt sich mit einem Mann in beige Anzug, Handschuhen und Zylinder, von dem Clara nur den Rücken sehen konnte. Worüber sie wohl sprachen? Die Mimik der Frau schien angespannt, beinahe skeptisch, als zweifele sie an dem Gehörten.

Auf einmal drehte der Mann sich um. Seine tiefbraune Hautfarbe hob sich deutlich von dem hellen Anzug ab und die dunklen Augen blickten genau in ihre Richtung, als würde er sie ähnlich klar durch die Linsen sehen können wie sie ihn. Clara zuckte erschreckt zusammen. Mit einem keuchenden Laut sprang sie hastig vom Fensterbrett auf ihr Bett, wobei das Fernglas polternd auf den Holzboden fiel. Das Herz ratterte in ihrem Brustkorb wie die Zahnräder von Vaters Taschenuhren.

Wer waren diese Personen? Clara saß beinahe jeden Tag nach dem Abendessen am Fenster ihres Zimmers und beobachtete die Straßen der großen Stadt, die sie nicht betreten durfte. Niemals war es geschehen, dass jemand zurückschaute. Es ängstigte sie, als verwehte die schützende und zuvor so vertrauensvolle Mauer wie ein Sandhügel im Sturm. Körnchen für Körnchen flogen davon.

Tief durchatmend schob sie sich ihre hellbraunen Locken

hinter die Ohren und strich mit den Handflächen über das Gesicht. Ihr Herzschlag beruhigte sich. Was sagte Vater stets? Man müsse die Dinge der Welt mit Bedacht und einem klaren Verstand betrachten. Dieser mysteriöse dunkelhäutige Mann hatte gewiss nur zufällig zum Herrenhaus geblickt. Aus solcher Entfernung konnte er sie kaum erkannt, womöglich lediglich ein Blitzen der Sonne im Glas der Linsen bemerkt haben.

Mit Verdruss gesellte sich die Stimme ihrer Mutter zu der ihres Vaters und schimpfte sie ein verschrecktes, dummes Kind. Clara rutschte vom Bett und hob das Fernglas auf. Sie drehte es vorsichtig in den zitternden Händen. Die Linsen waren noch heil, welch ein Glück. Sie trat wieder ans Fenster und schaute vorsichtig hinaus. Die beiden mysteriösen Personen waren fort und das Straßenbild wie immer. Ein normaler Tag im goldenen Oktober. Das Gefühl, beobachtet zu werden, war wohl ein Hirngespinnst ihrer überschwänglichen Fantasie, die Mutter stets beklagte.

Clara wunderte sich darüber, dass ihr Vater einen sonnigen Herbsttag so nannte. Was war golden an dieser Jahreszeit? Die Dächer der Fabriken hatten auch im Frühling oder Sommer dieselbe graue Farbe und der Himmel war stets erfüllt vom Schwefelgeruch der immer aktiver befeuerten Holz- und Kohleöfen.

In der Ferne ertönte das Pfeifen der vorüberfahrenden Lokomotive, deren Gleise die Gegend um Düsseldorf zerschnitten. Lediglich ihr Dampf war über den benachbarten Häusern zu sehen. Clara kannte Eisenbahnen und

Dampfschiffe nur von Bildern und wünschte sich so sehr, sie einmal in echt bewundern zu können.

Sie mochte den Herbst. Sie liebte es, wenn sich die tiefstehende Sonne grell über die Dächer setzte und Schattenbilder in den Straßen erzeugte. Ihr Vater sagte immer, dass ihn Claras bernsteinfarbene Augen an einen Herbstwald erinnerten. Meinte er das mit golden? Sie kannte nur die beiden Bäume vor dem Herrenhaus, die in rotem und gelbem Laub standen. Einen echten Wald hatte sie selbst noch nie zu Gesicht bekommen, doch alleine die Vorstellung faszinierte sie.

Noch mehr aber liebte sie den Winter. Den dichten Schnee, der die Landschaft eindeckte wie ein weißer Schleier. Er fegte die sonst so gefüllten Straßen der Stadt leer und breitete seine Macht über alles aus. In seinen Tiefen wartete die unter eisiger Faust unterdrückte Natur still darauf, dass er seinen frostigen Griff lockerte und sie wieder aufleben ließe.

Als Tochter einer Baronin konnte sie es sich leisten, die kalte Jahreszeit zu mögen und die Stürme von einem warmen, offenbeheizten Raum zu beobachten.

Clara stellte das Fernglas an dessen Platz auf der Fensterbank und blickte hinaus in den riesigen Hof, den ein schmiedeeisernes Tor umgab. Ohne das Gerät schien der Trubel der Großstadt weit entfernt. Teilhaben durfte sie nicht an ihm. Es sei zu gefährlich, hieß es. Sie solle in ihrem Alter geschützt auf dem Grundstück bleiben. Clara nahm eine ihrer Puppen in den Arm und beobachtete

fasziniert das rote Luftschiff, das sich jeden Tag um dieselbe Zeit über den Dächern erhob. Was gäbe sie darum, damit einmal fliegen zu können. Es wirkte so leicht und frei.

Ein schriller Schrei ertönte. Clara zuckte zusammen und huschte auf den Balkon. Sie blickte durch die Metallstreben des Geländers und sah, wie eines der Dienstmädchen gerade aus dem Gebäude stürmte. Den weiten Rock in den Händen gerafft, damit sie größere Schritte machen konnte. Fred, der alte Gärtner, folgte ihr. Clara mochte ihn, er steckte ihrem Bruder und ihr immer die süßesten Beeren zu, ohne dass die Köchin oder Mutter es merkten.

Sie brauchte sich nicht anzustrengen, um zu hören, was Anna ihm erzählte, ihre Stimme war schrill genug.

»Dieses Balg!« Sie schluchzte theatralisch. »So etwas muss ich mir nicht bieten lassen. Ich kündige!«

Anscheinend hatte Archibald ihr wieder Schnecken oder Kröten in die Schuhe gesteckt. Fred redete beruhigend auf sie ein, doch das Meiste davon war zu leise, um es auf dem Balkon zu verstehen.

»Du hast ja recht«, antwortete Anna ihm deutlich ruhiger. »Aber diese ungezogenen Blagen ... nein, ich werde nicht weniger laut sprechen, mir ist es ganz egal, ob die gnädige Frau mich hört. Der Junge ist erst fünf und er hat mehr grausame Streiche im Kopf, als mein Neffe Ottfried, der im Gefängnis sitzt. Von diesem Gör ganz zu schweigen. Zehn Jahre alt und benimmt sich wie die Kaiserin von China.«

Clara spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog.

»Du darfst nicht zu streng mit ihnen sein«, hörte sie Freds

ruhige Stimme, sehen konnte sie nur seine Lederkappe von oben und die beschwichtigend ausgebreiteten Arme. »Sie sind arme Kinder.«

»Arme Kinder?«, rief Anna schrill. »Ich hör wohl nicht recht, sie bekommen alles, was sie verlangen.«

»Aber keine Liebe, Anna. Ihr schlechtes Benehmen ist nur ein Hilferuf nach Aufmerksamkeit. Hast du jemals gesehen, dass sie auch nur in die Arme genommen werden? Der gnädige Herr ist ständig unterwegs. Und wenn nicht, dann zieht er sich in sein Arbeitszimmer zurück und verlangt seine Ruhe. Die Freifrau hingegen ist der reinste Eisblock. Sie würde ihre Kinder nie umarmen, aus Angst, sie könnten ihr die teuren Kleider zerknittern oder beschmutzen. Sie bekommen Privatunterricht von alten Männern, die nach der Stunde sofort wieder verschwinden.« Fred ging einen Schritt auf das Hausmädchen zu. »Die Kleinen haben keine Freunde zum Spielen und die Dienstmädchen gehen abwechselnd ein und aus und reden ebenfalls kaum mit ihnen. Glaube mir, Anna, diese Kinder brauchen unser Mitleid, nicht unseren Hass.«

Die Magd seufzte theatralisch. »Du hast ein viel zu gutes Herz für diese Welt, Fred, und wohl auch zu viel Fantasie. Bleibe gerne aus Mitleid, wenn du magst. Ich hingegen werde mich gleich morgen nach einer Stelle umsehen, wo man meine Dienste wertschätzt.«

Sie gingen wieder ins Haus und Clara schlich langsam zurück in ihr Zimmer. Sie setzte sich auf das riesige weiche Bett und betrachtete ihre vielen teuren Puppen. Auf einmal

fühlte sie sich schrecklich alleine in diesem großen Raum mit der hohen Zimmerdecke, die keinen Schutz zu bieten schien. Sie sah auf Emma in ihrem Arm. Diese Puppen, die viel zu schwer und zerbrechlich waren. Ihr wurde stets geboten, nie zu heftig mit ihnen zu spielen, sonst würden sie kaputtgehen. Eine Hitze staute sich in ihr. Eine Wut, die hinaus in die Welt geschrien werden wollte. Der Druck stieg bis hinauf in die Kehle wie bei einem Dampfkessel und presste Wasser in ihre Augen. Nein, sie sollte nicht weinen. Das gehörte sich nicht für eine junge Dame ... nichts, was sie wollte oder fühlte, gehörte sich ...

Clara öffnete das innere Ventil, das sich so lange aufgestaut hatte. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und warf Emma mit voller Wucht an die Wand, dass der Porzellan- kopf an den Steinen zerschellte. Sie sah einige Sekunden mit Tränen in den Augen auf die Splitter ihrer Lieblings- puppe. Ihre Ohren glühten. Wenn das Mutter sähe! Gewiss hatte sie das Scheppern gehört. Der Schrecken wandelte sich in Frustration. Nichts würde geschehen. Die Baronin reagierte schon lange nicht mehr auf Laute aus dem Kin- derzimmer. Ob Streit oder Weinen, alles schien ihr gleich. Vor Zorn über sich selbst ergriff sie auch ihre anderen Pup- pen und schmiss sie nacheinander an die Wand, dass die Porzellansplitter über den gewachsenen Holzboden schlitter- ten. Einen Moment lang verharrte sie in der Stille. Niemand kam, um nach dem Rechten zu sehen. Spätestens morgen früh würde ein Bediensteter kommentarlos die Scherben wegkehren. Sie vergrub ihren Kopf in die Kissen und weinte.



Der schwere Klumpen in Claras Magen löste sich auch am folgenden Tag nicht auf. Am Frühstückstisch stocherte sie nur in ihrem Obstsalat herum. Ihr Bruder Archibald hingegen stopfte wie immer alles Essbare in sich hinein, was aufgedeckt wurde.

Ihre Mutter sah sie über den steifen Kragen streng an und seufzte theatralisch. »Sitz gerade!«

Clara richtete sich murrend auf.

»Und iss gefälligst ordentlich, wir sind hier nicht bei den Bauern im Schweinestall!«

Clara legte die Gabel zur Seite und blickte ihrer Mutter in die dunklen Augen. Sie selbst besaß als einzige der Familie goldbraune. Auch ihre Locken waren hellbraun im Gegensatz zu den beinahe schwarzen ihrer Eltern und ihres Bruders. Dies hätte sie von ihrer Großmutter, hatte ihr Vater einmal gesagt. »Ist es mir erlaubt aufzustehen, Frau Mutter?«

Die Frau sah auf den unberührten Teller und zog ihre kantige Nase kraus. »Nun gut, du darfst gehen. Als Mädchen solltest du ohnehin deine schlanke Figur wahren. Letztes Weihnachten schien dies recht gefährdet bei dir.«

Clara spürte, wie ihre Wangen brannten. Bei Archibald, der wirklich langsam fett wurde, sagte Mutter nie etwas, aber sie konnte ihr nichts recht machen.

Sie warf die Serviette auf den Teller und ihrer Mutter

einen wütenden Blick zu, den diese mit einem »Diese Kinder«-Stöhnen quittierte.

Clara lief aufgebracht nach draußen. Sie rannte zum Stall, während der kühle Herbstwind half, ihre aufflammenden Tränen zu trocknen. Es war ihr nicht erlaubt, ohne Reitkleid in die Ställe zu gehen, doch gerade deswegen tat sie es.

Clara liebte die Pferde. Sie konnte schon sehr gut reiten und hatte ein eigenes Pony, was sie auch selbst versorgte. Die Tiere zeterten nicht, wenn sich ein Fleck auf dem Kleid befand. Ihnen war es egal, ob man beim Halten einer Teetasse den kleinen Finger spreizt oder ob der Hofknicks perfekt ist. Sie liebten einen bedingungslos, sie schmusten auch mit dir, wenn du deine Hände nicht gewaschen hattest.

Archibald hingegen hatte kein Händchen für Tiere. Die Pferde scheuten oft, wenn er hereinkam. Er trat auch nur nach ihnen oder bewarf die streunenden Hunde hinter dem Tor mit Steinen. Dieser Faulpelz und Stubenhocker kam ohnehin kaum aus dem Haus, während Clara so oft wie möglich morgens über den Hof ritt. Er freute sich gewiss über die Maschinen und Automobile, die keine Pferde mehr benötigten.

Als sie den Stall betrat, stieg Clara der Geruch von Mist und Heu entgegen und das gescheckte Pony wieherte ihr mit gespitzten Ohren zu. Sie streichelte seinen Kopf.

»Tut mir leid, Flocke«, sagte sie traurig. »Jetzt habe ich doch die Möhre vergessen, die mir Fred extra für dich gegeben hat.« Sie drückte seine weichen Nüstern gegen ihre

zornentbrannten Wangen und genoss den streichelnden Atem des Ponys. »Morgen bekommst du zwei, versprochen. Ach, sie sind alle so gemein zu mir, sei froh, dass du ein Pferd bist.«

Sie musste daran denken, wie die Pferde der Bauern noch immer auf den Feldern bis zur Erschöpfung arbeiteten und wie ihr Onkel eines der Jagdpferde erschossen hatte, nur weil es nicht mehr schnell genug war. Doch das erzählte sie Flocke nicht.

Clara richtete sich auf und fasste einen Entschluss: Sie würde abhauen! Einfach weglaufen. Über das Eisentor klettern und die große Stadt erkunden. Zu den drei Bettelkindern, die sie so oft beobachtet hatte, dass sie ihr beinahe wie enge Freunde schienen. Sie wirkten trotz der geflickten Kleider so heiter, haben gelacht und durften sich richtig schmutzig machen. Ja, sie würde zu diesen Kindern gehen und sie einfach fragen, ob sie mitmachen könnte. Vielleicht lernte sie ein paar Tricks. Sie würde die hochnäsigen reichen Pinkel ausplündern, mit anderen Straßenkindern eine geheime Diebesbande gründen, ganz so wie in den vielen Büchern, die sie las, und richtig berühmt und berüchtigt werden. Sie würden sich der »Clever-Klan« nennen und ... sie schaute durch das Stallfenster und betrachtete mit gerunzelter Stirn das Eisentor. Es war zwei Meter hoch und jede Strebe endete in einem spitzen Stahlspieß. Clara biss sich auf die Unterlippe und ballte die behandschuhten Hände zu Fäusten. Irgendwie kam sie schon auf die andere Seite. Bald würde der Köhler mit seiner Lieferung

kommen, dann könnte sie einfach heimlich durch das Tor huschen und ihr Abenteuer in der Stadt beginnen.

Clara drehte sich um, schritt energisch aus dem Stall und auf das große Tor zu, dem einzigen Durchgang des spitzen Metallzaunes, der das gesamte Grundstück einschloss. Die Fäuste entschlossen geballt. Mit jedem Schritt klopfte ihr Herz schneller. Sie dachte an die Warnungen ihres Vaters. Seine Erzählungen der Gefahren und des sicheren Todes, der dort auf kleine Mädchen lauerte. Sie versuchte mit aller Kraft, nicht auf diese Ermahnungen zu achten. Das Zittern der Hände und Zuschnüren der Kehle ignorierte sie. Dort in den Straßen befanden sich auch Kinder, die überlebten und denen bis auf zerlumpte Kleidung und hin und wieder Prügel von Ordnungshütern nichts Schlimmes zu widerfahren schien. Was könnten die ihr schon tun? Sie vielleicht auslachen, aber das war sie von ihrem Bruder gewohnt. Dann konnte sie immer noch gehen.

Sie blickte sehnsüchtig durch die Gitterstäbe und versuchte, hinter der dichten Hecke etwas von der Straße zu erkennen.

Endlich kam der Köhler mit seinem Gefährt angetuckert. Es wackelte, rattete und pfiff Dampf aus seinem kleinen Schornstein, aber fuhr, ohne von Pferden gezogen zu werden, durch die Straßen.

Gerade wollte sie hinter der dampfenden Maschine mit dem kohlebeladenen Anhänger durch das noch offene Tor huschen, als ein seltsamer Laut sie erstarren ließ. Was war das? Ein Winseln? Es klang wie ein verletzter Hund. In

diesem Moment tauchte tatsächlich eine Art Hund hinter dem Wagen auf, der den Köhler wohl hinein begleitet hatte. Ein großes Tier mit seidig schwarzem Fell. Doch irgendetwas stimmte mit seinem Gang nicht. Clara erschrak, als sie den Grund erkannte. Seine Beine waren künstlich. Alle vier bestanden aus Eisenstangen mit Zahnrädern als Gelenke und eiserne Spitzen als Krallen. Das Tier trottete leicht staksig auf sie zu und wedelte freundlich mit der langen Rute. Clara riss sich aus ihrer Erstarrung, beugte sich zu dem Wesen und streichelte ihm über den weichen Kopf. »Hallo. Du bist ja ein Hübscher.«

Der Hund versuchte, ihr mit seiner Zunge über das Gesicht zu lecken. Clara kicherte. »Igitt, lass das.«

»Er mag Sie«, ertönte eine tiefe Stimme. Erschrocken blickte sie auf und sah den breitschultrigen Köhler vor sich. Der hochgewachsene Mann mit dem Vollbart und der stählernen Beinprothese war ihr stets etwas unheimlich. Der Geruch nach Kohle wirkte auf sie, als käme dieser Mann aus einer finsternen Unterwelt. Mit pochendem Herzen blickte Clara hinter sich. Das metallene Tor hatte sich bereits wieder geschlossen, doch die Flucht schien unwichtig. Der Hund nahm jetzt ihre gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Gehört er Ihnen?«, fragte sie zaghaft.

Falls das Gesicht des Mannes eine Regung zeigte, war diese unter dem dichten Bart versteckt. »Sein Herr wollte ihn nicht mehr.« Der Köhler verdrehte kurz die Augen. »Er sei zu aufdringlich. Aber mich hindert er leider auch nur

mit seinen Prothesen. Ich suche jemanden für ihn, der sich besser um ihn kümmern könnte.«

»Wie wird er genannt?« Claras Herz hüpfte vor Aufregung. Sie würde dieses Tier so gerne behalten. Doch er war sehr groß, reichte ihr bis zur Hüfte. Würde Vater dies gestatten?

»Er hat meines Wissens keinen Namen.«

»Ich möchte mich gerne um ihn kümmern. Sehr gerne.« Clara jauchzte innerlich bei dem bloßen Gedanken. Der Hund sprang wedelnd um sie herum, dass die Scharniere der Beine quietschten.

Der Mann lachte. »Wenn es Ihre Eltern erlauben, gehört er Ihnen. Eine Last weniger für mich.«

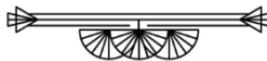
»Vater muss es einfach gestatten. Ich verzichte auf alle Weihnachtsgeschenke, solange er bei mir bleibt.« Sie sah mit einem strahlenden Lächeln zu dem Tier. »Ich werde ihn Findling nennen.« Ihre Stirn runzelte sich. »Was benötigen seine Prothesen an Pflege?«

»Ihr müsst sie lediglich jeden Morgen polieren und ölen, das genügt, und sie vor Kälte und Nässe schützen, damit die Beine nicht rosten.«

Clara nickte eifrig. »Ich werde mich gut um ihn kümmern, vielen Dank!«

Sie brachte Findling vorerst in den Stall und band ihn mit einem Strick in einer der Boxen fest. »Du musst leider bis heute Abend hier warten«, flüsterte sie und stellte ihm noch eine Schüssel Wasser hin. »Erst, wenn Vater heimkommt, kann ich dich ihnen vorstellen.« Ihre Mutter Wiltrud würde

es sofort verbieten, aber ihr Vater war ein Freund jeglicher Mechanik und bastelte in seiner freien Zeit selbst an kleinen Uhrwerken oder seinen Automobilen herum. Clara setzte all ihre Hoffnung in die Besonderheit, die dieses halbmechanische Tier innehielt.



Clara wartete, bis ihr Vater zu Abend gegessen hatte und sich in sein Arbeitszimmer zurückziehen wollte.

»Vater?«, fragte sie zögerlich, ihr Herz klopfte bis zum Hals. »Haben Sie einen Moment Zeit?«

Die dunklen Augen des Freiherrn verengten sich. »Nicht heute Abend, Clara, ich bin sehr müde.«

»Es dauert nicht lange. Ich möchte Ihnen eine Erfindung zeigen. Der Köhler brachte sie und fragte, ob wir sie behalten würden.«

Ihr Vater hob die Stirn. »Eine Erfindung?«

»Warten Sie hier!« Clara rannte in den Stall und holte den Hund.

Sie führte Findling vor ihren Vater und der schmale und sonst so emotionslose Mann riss wie erhofft die Augen auf, als er die Prothesen erkannte. »Ich habe auf meinen Reisen bereits viele helfende Apparaturen gesehen, aber noch keine an einem Tier. Ich frage mich, wie die derart vorzüglich funktionieren können.« Er betastete den Hund stauend. Findling ließ es geduldig über sich ergehen, blickte

aber immer wieder wie fragend zu Clara.

»Darf ich ihn behalten, Vater?« Mit gesenktem Kopf sah sie ihn flehend an. Die Funktion der Beine war ihr in diesem Moment völlig gleich. »Bitte! Ich verspreche auch, mich immer zu benehmen und das zu tun, was Mutter verlangt. Es wird keine der Streitereien mehr geben, die Sie so verabscheuen.«

Der Freiherr schien nur zur Hälfte zuzuhören, er untersuchte die Gelenke des Tieres. »Meinetwegen, wenn es dich glücklich macht.« Er legte den Kopf schief. »Welch faszinierende Mechanik! Die Beine sind pneumatisch gefedert und mit Kautschuk versiegelt. Ich wünschte, ich wüsste den Erbauer dieses Wesens. Ein wahrer Meister seines Fachs.«

»Danke!« Sie verspürte den Drang, ihrem Vater um den Hals zu fallen, doch sein Blick hielt sie davon ab. Er mochte keine Umarmungen. Stattdessen fiel sie Findling um den flauschigen Hals, der wie zur Bestätigung bellte.

Ihr Vater legte ihr zögerlich die Hand auf die Schulter, bevor er sich erhob. Es wirkte, als erwartete er einen Stromschlag.

»Um Himmels willen, was ist das für eine garstige Kreatur?« schallte es durch den Raum.

Clara fuhr herum und sah ihre Mutter an der Tür stehen. »Höre nicht hin, Findling, du bist wunderschön!« Sie sagte das mehr ihrer Mutter zum Trotz als zu dem Tier, dessen Ohren sie demonstrativ zuhielt. Wie Wiltrud es bei ihnen tat, wenn jemandem aus dem Personal ein unanständiges

Wort entfuhr.

Ihre Mutter schnappte nach Luft. »Als ob dieses Ding Gefühle hätte!« Sie wies zur Tür. »Schaff dieses Teufelswerk fort!«

Der Vater seufzte leise. Ein Laut, der ihr bereits sehr vertraut war. »Ich sicherte Clara zu, das Tier behalten zu können, Wiltrud«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Sie versprach dafür, sich anständig zu benehmen. Es ist kein Teufelswerk, sondern reine Mechanik.«

»Eine derartige Technologie existiert nicht ohne magisches Zutun!« Clara meinte, eine Furcht in den Augen ihrer Mutter zu lesen.

Ihr Vater hob beschwichtigend die Hände. »Ich bin kein Arzt, aber ich versichere dir, es gibt heutzutage Erfindungen, die erstaunlich sind. Ich verspreche dir, ich behalte das Tier im Auge und finde heraus, wie die Beine funktionieren.«

Wiltrud stemmte die Hände in die eng geschnürte Taille ihres roten Kleides und blies eine dunkle Locke aus ihrem Gesicht. »Nun gut, aber das Vieh bleibt mir nicht im Haus! Es kommt in den Stall, wo es hingehört!«

Clara hob stolz den Kopf und schritt an ihrer Mutter vorbei aus dem Raum. Findling wich nicht von der Seite des Mädchens. Als sie neben der Baronin waren, hob der Hund die Lefzen und fletschte seine riesigen Zähne.

Wiltrud riss entsetzt die Augen auf. Erneut flammte eine Angst in ihren Augen auf, als glaubte sie wirklich, der Hund käme aus der Hölle. Sie schwieg jedoch.

Clara freute das. Sie würde sich in Zukunft nichts mehr befehlen lassen, der Hund würde sie gewiss vor Strafen schützen.

Im Flur schaute sie zurück und sah den Blickwechsel zwischen ihren Eltern. Ihnen schien dieses Wesen mehr als unheimlich zu sein, doch es blieb wie so oft unerwähnt. Clara war dies nur recht.

2 DIE »BÖSEN MÄNNER«



5 Jahre später
November 1885

Clara verbrachte jede freie Minute mit ihrem Hund, obwohl sie langsam zu einer Frau herangewachsen war und, Mutters Ansicht nach, andere Prioritäten haben sollte, als sich mit schmutzigen Tieren abzugeben. Dennoch änderte sich ihre Fürsorge und Zuneigung zu Findling nicht. Clara pflegte, ölte und polierte seine mechanischen Beine mit großer Leidenschaft. Mit der gleichen Hingabe bürstete sie sein Fell und auch, wenn sie nur Reste aus der Küche für ihn bekam, suchte sie daraus immer das Beste für ihn aus.

Sogar der Freiherr taute auf, wenn das Gespräch über die Maschinerie des Tieres ging, und Clara nutzte diesen Umstand so oft wie möglich. Sie genoss die seltene Zuneigung und Aufmerksamkeit ihres Vaters.

Als Findling einmal nach dem Ballspielen humpelte, klopfte sie besorgt an die Tür des Arbeitszimmers, in dem der Hausherr die Abende verbrachte.

»Ja?«, kam es von innen.

Clara öffnete mit pochendem Herzen die Tür. Das vertraute Duftgemisch von ledergebundenen Büchern, Bienenwachs

und Öl drang ihr in die Nase. Obgleich sie bald schon sechzehn Jahre alt war, kam sie sich in diesem Raum noch immer wie ein kleines Mädchen vor. Ihr Vater schaute nicht auf. Er saß an seinem Schreibtisch und schraubte mit verklärtem Blick an einer Kuckucksuhr herum. Die Zahnräder und Federn lagen auf dem Tisch verteilt. Der kleine Holzvogel mit dem Schwanz aus echten Vogelfedern stand daneben und sah dem Treiben ungeduldig zu.

Clara stand eine Zeit lang da und wagte nicht, ihn aus seiner Zuflucht zu reißen. Schließlich räusperte sie sich. »Verzeihen Sie die Störung, Vater«, sagte sie leise, damit er nicht wieder das Gesicht verzog. »Es geht um Findling.«

Er hob den Blick und das Leben strömte in seine dunklen Augen. »Was ist mit dem Hund?«

»Wir spielten mit dem Ball. Er sprang ihm zu heftig hinterher und humpelt nun am rechten Vorderlauf.«

Ihr Vater legte sein Werkzeug nieder und erhob sich. »Ich werde es mir ansehen.«

Claras Miene hellte sich auf. »Danke!« Sie öffnete die Tür weiter und ein stark hechelnder Findling hüpfte auf drei stählernen Beinen lautstark auf dem Parkett herein, seine Rute wedelte noch immer fröhlich.

Der Hausherr runzelte die Stirn. »Darf das Tier nicht nur bis zum Foyer?«

Clara zog den Kopf ein. »Mutter sagte nichts, als ich ihr begegnete.«

Ihr Vater seufzte leise. »Du solltest die Baronin nicht derart aufregen.«

»Entschuldigen Sie, Vater.« Clara senkte beschämt den Kopf. »Ich werde Findling niemals hergeben, ganz gleich, ob sie es verlangt«, flüsterte sie und musste sich anstrengen, die Hände nicht zu Fäusten zu ballen.

»Sie wird ihn dir nicht nehmen, das versprach ich bereits.«

Clara hob den Kopf und glaubte, ein leichtes Lächeln auf seinen Lippen zu erkennen. »Können Sie ihm helfen?«, fragte sie hoffnungsvoll.

»Ich sehe es mir mal an.« Er kauerte sich zu dem Hund. »Komm her Findling, zeige mir mal deine Pfote.« Er untersuchte das Bein und Findling ließ es brav geschehen. »Es ist nur eine lockere Schraube, das bekommen wir wieder hin.« Er trat zum Schreibtisch und suchte nach dem passenden Werkzeug.

Clara strahlte. »Danke, Vater, vielen Dank! Was täte ich nur ohne Sie?«

Der Mann lächelte schwach und schaute auf den Schraubendreher in seiner Hand. »Du musst mir nicht danken, Kind. Du trägst nicht die Schuld an all dem.« Er sagte dies mehr zu sich selbst und Clara runzelte die Stirn. Es klang, als meinte er nicht nur die Verletzung des Hundes damit.



Am darauffolgenden Morgen strahlte die Sonne vom blauen Himmel und der Tag versprach kalt, aber trocken zu werden.

»Darf ich ausreiten, Mutter?« Clara versuchte, so brav wie möglich zu klingen. Sie wollte heute nur raus aus diesem Gefängnis. »Ich nehme auch Findling mit. Er passt auf, dass mir nichts geschieht.«

Die Baronin zog die Nase kraus. »Etwas anderes wäre auch seltsam.« Sie schüttelte den Kopf. »Dieses ... Ding ... weicht seit Jahren nicht von deiner Seite, als hinge es an einer unsichtbaren Leine.«

»Erlauben Sie es mir?«, drängte Clara. »Ich verspreche, noch vor dem Mittagessen heimzukehren.«

Ihre Mutter seufzte. »Nun gut, aber verabschiede dich zuvor von deinem Vater, er muss bald aufbrechen.«

Clara nickte. Auch wenn ihr Herz vor Freude platzte, verbiss sie sich ein Lächeln. Ihre Mutter würde sie dafür tadeln. Nur Dirnen lächelten und lediglich Narren zeigten öffentlich ihre Stimmungen.

Archibald kam in den Raum gestürzt. Sein Halstuch offen über dem Hemdkragen, als wäre er jetzt erst dabei gewesen, sich anzukleiden. »Frau Mutter, weshalb darf Clara ausreiten und ich nicht?« Er plusterte die Wangen auf und zeigte mit dem Finger auf sie. »Sie durfte es mit elf Jahren schon. Ich erreichte nun ebenfalls dieses Alter.«

Wiltrud seufzte theatralisch. Sie ging zu dem Jungen und band sein Halstuch zu einem adretten Knoten. »Es ist zu gefährlich dort draußen. Die vielen Kriminellen warten nur darauf, dass ein naiver blaublütiger Jüngling alleine auf die Straße geht. Sie werden dir den Schädel einschlagen.«

Ihr Bruder presste die Lippen zusammen, dass sie so

blass wurden wie der Rest seiner Gesichtsfarbe. »Es ist des Hundes wegen, nicht wahr? Er knurrt jeden an, der ihr zu nahekommt. Deswegen darf sie das Grundstück verlassen. Ich will auch solch einen Hund. Kaufen Sie mir einen Hund, Mutter!«

Die Baronin erhob sich schwerfällig. »Ich werde mit deinem Vater darüber sprechen. Geh nun zurück in dein Zimmer.«

»Aber ...«

»Kein Wort mehr!« Ihre strenge Stimme ließ Clara den Kopf einziehen. Auch Archibald schloss seinen Mund. Die Erfahrung lehrte beide, nicht weiter zu diskutieren.

Wiltrud raffte den Saum ihres blauen Kleides und schritt so energisch davon, dass die Unterröcke raschelten. Die beiden Kinder standen alleine im Flur. Clara erkannte, wie Archibalds Augen sich mit Tränen füllten und seine Lippen bebten, doch er bemühte sich sichtlich, keine Schwäche zu zeigen. Er tat ihr leid.

»Wir könnten gemeinsam ausreiten«, sagte sie. »Dann kann Findling uns beide beschützen.« Leicht gingen ihr diese Worte nicht über die Lippen, da sie ein anderes Ziel als das Geheimversteck wählen müsste, aber ihm zuliebe würde sie es tun.

Ihr Bruder sah zu ihr hoch und Clara erkannte, wie seine Mimik sanft wurde und die Mundwinkel ein leichtes Lächeln andeuteten. Er blickte beinahe sehnsüchtig zu Findling und streckte vorsichtig seine Hand aus, um ihn zu streicheln. Der Hund hob die Lefzen und wich ihm grummelnd

aus. Archibalds Gesichtszüge verhärteten, er runzelte die Nase und hob das Kinn. »Das ist nicht nötig, ich bekomme auch einen Wachhund und der wird größer und stärker sein als deine armselige Version von der Straße!«

Clara verzog den Mund. »Wie du willst, dann bleibe eben zuhause, während ich auf Queen über die Felder trabe.« Sie warf ihre Locken in den Nacken und schritt aus dem Raum.

Erst auf dem Weg zu ihrem Gemach wurde ihr bewusst, wie sehr sie in diesem Moment ihrer Mutter geähneln haben musste. Ihre Wangen brannten vor Scham bei dem Gedanken.

Clara kleidete sich in ihr eng geschnürtes, rotbraunes Reitgewand. Sie liebte es, wenn der passende Umhang sich beim Reiten über den beinahe gleichfarbigen Rücken ihrer Vollblutstute legte und den Damensattel verdeckte. Als ginge ihr Körper in den des Pferdes über. Zwei Wesen in einem.

Den Hut befestigte sie mit Haarnadeln an ihren hochgesteckten, hellbraunen Locken, die ihr blasses Gesicht umringten. Sie betrachtete sich in dem großen Rundspiegel und zog einen Schmollmund. Nun hatte sie das Alter erreicht, in dem man erwartete, dass sie mit ihren Eltern die Feierlichkeiten besuchte. Unter Menschen kommen. Mit anderen ihrer Gesellschaftsklasse Beziehungen aufbauen.

Ein flaes Gefühl machte sich in ihrem Magen breit. Bisher hatte sie sich immer davor drücken können. Aber wollte sie das denn noch länger? Wie Findling schien auch sie zweigeteilt. Die eine Clara, die zur Frau reifte, mochte den Gedanken, auf Bankette eingeladen und von jungen

Männern umgarnt zu werden. Offiziell zu den Adligen dieses Landes gehören. Dies glich den Maschinenbeinen. Die andere Clara – die in ihrer Fantasie den Rest des echten Tieres symbolisierte – ähnelte einem verschreckten Kaninchen, das auf den Bahngleisen unter einem fahrenden Zug hockte, dessen Fahrtwind ihr Fell verwirbelte, und weder vor noch zurück konnte. Die bloße Vorstellung, fremde, ihr unbekannte Menschen zu treffen und dazu mit ihnen reden zu müssen, engte ihren Brustkorb ein und raubte die Luft zum Atmen. Doch wohin auch immer ihre Maschinenbeine von Mutter oder Gesellschaft geschickt wurden, dorthin musste auch der Rest folgen. Ob verschreckt oder nicht.

Clara seufzte still. Sie fühlte sich überhaupt nicht vorbereitet auf die Welt hinter den eisernen Toren.

Nur zu Pferd.

Sie nahm ihre Umhängetasche aus der Kommode, überprüfte den Inhalt und ging zum Hof. Der Knecht führte Queen gezäumt auf das Pflaster und reichte ihr die Gerte. Clara stieg in den Damensattel, während Findling freudig um das Pferd trabte. Auch er liebte diese seltenen Ausflüge.

Zu ihrem geheimen Platz am See war es nicht weit. Sie befanden sich im noblen Viertel Düsseldorfs. Die großen Häuser glichen Villen mit großem, eingezäuntem Grundstück. Nach einem knappen Kilometer öffnete sich der Pflasterweg in weite, mit Morgennebel bedeckte Herbstwiesen und in der Ferne war bereits der Wald auszumachen. Die Stute hob den Kopf und spitzte erwartungsvoll die Ohren. Noch wenige Meter und sie würde Queen

in Trab übergehen lassen. Clara wusste genau, was in der Stute vorging. Auch ihr schien es, als roch sie die Freiheit in der Brise, die ihr entgegenwehte. Hier draußen verteilten sich die Passanten. Sie bog in einen Feldweg ein und ließ auch die letzten Kutschen und Reiter hinter sich. Endlich nicht mehr unter Beobachtung. Am liebsten hätte sie die Haarnadeln gelöst, sich den Hut vom Kopf gerissen und ihre Locken frei im Wind fliegen lassen.

Findling bellte aufgeregt, als sie Queen zu leichtem Galopp trieb, und sprang neben ihr her.

An dem kleinen, versteckten See mit der zerfallenen Holzhütte hielt sie an. Hier war ihr Geheimversteck, hier würde sie niemand finden oder verraten.

Sie stieg von der Stute und holte eine warme Woldecke und das Buch aus der Umhängetasche. Ein perfektes Lesewetter für einen Liebesroman. Das ehemalige Dienstmädchen Anna hatte dieses Buch damals vergessen, als sie ging. Ihre Mutter hatte es in den Müll geworfen mit den Worten, dass sie niemals einen derartigen Schund in ihrem Haus dulden würde. Natürlich hatte dies Claras Neugier geweckt.

Die Geschichte war weder anspruchsvoll noch besonders spannend oder lehrreich, aber eine schöne Abwechslung zu den Büchern, die ihre Lehrer ihr gaben. Eine heile Welt, in der Menschen offen ihre Gefühle zeigten. Zudem las sie etwas von Mutter Verbotenes. Welch Frevel!

Sie breitete die Decke auf dem Gras aus und setzte sich darauf. Findling legte sich neben sie. Wie wundervoll

dieser Ort doch war. Die Sonne brachte die Oberfläche des Sees zum Glitzern und der blaue Himmel, der sich darin spiegelte, täuschte über das ansonsten algengrüne Wasser hinweg. Die letzten Mückenschwärme des Jahres funkelten in den immer milder werdenden Strahlen der Sonne und die Luft war erfüllt mit dem Duft von Harz und Herbstlaub.

Heute würde sie das Buch zum fünften Mal beenden.



Clara ritt im Damensitz und mit erhobenem Kopf auf ihrem Vollblüter zurück zum Herrenhaus. Die Zeit der Romanwelt war vorüber und sie schlüpfte erneut in die Rolle der Baronesse. Die letzten fünfhundert Meter musste sie inmitten der mit heimkehrenden Arbeitern überfüllten Gassen zurücklegen. Sie mied es, auch nur einen der Fußgänger anzusehen. Selbst wenn einige Herren ihren Zylinder zum höflichen Gruß lüfteten, reagierte sie nicht darauf. Es sollte ihr gleich sein, was solche Menschen von ihr dachten. Im Stillen wusste sie jedoch, dass es ihre Unsicherheit war, die sie unter Arroganz zu verstecken suchte. Wie gerne wäre sie eine dieser normalen Menschen aus dem Roman.

Solche Träume sind Unfug!, erklang Mutters Stimme in ihrem Kopf. Clara war eine Freifrau und musste sich entsprechend zu benehmen wissen. Sie spürte zudem kein Verlangen, mit fremden Menschen in Kontakt zu kommen.

Die Konversationen der Gäste ihrer Eltern bei den diversen Feierlichkeiten waren ihr bereits zuwider, wie langweilig würde dann ein Gespräch mit dem niederen Volk in diesen schmutzigen, nach Unrat stinkenden Straßen sein?

Mit Findling als Begleiter fühlte sie sich sicher und sie wollte daran glauben, dass er und die Stute ihr als Freunde genügten.

Kurz vor dem Hoftor hielt der große Hund auf einmal inne und hob seine Nase in die Luft. Clara zügelte das Pferd und sah ihn stirnrunzelnd an. Was war los? Er sah auch nicht aus, als wäre er erschöpft, vielmehr, als empfinde er eine Nachricht von irgendwoher.

»Findling?«, fragte sie irritiert. »Was ...« In diesem Moment drehte sich das Tier zu ihr um und knurrte sie aus tiefer Kehle an. Die ansonsten ruhige Stute warf nervös den Kopf nach oben und scheute verunsichert.

»Findling, hör auf!« Clara versuchte verzweifelt, ihr Pferd zu beruhigen. »Aus! Was ist in dich gefahren?«

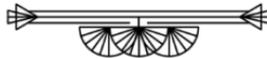
Der Hund bellte stoßartig und fletschte die Zähne. Seine dunklen Pupillen schienen unnatürlich grün zu leuchten. Was war das? Clara gruselte es, ihr Herz pochte laut in ihren Ohren. Sie wollte absteigen und die nervöse Stute führen, als die neue Zofe vom Haus aus auf sie zugerannt kam.

»Reitet weg!«, rief sie Clara zu. »Schnell, Baronesse, verstecken Sie sich!«

»Aber ...«

»Vertrauen Sie mir! Reiten Sie zu der kleinen Hütte am See, ich hole Sie dort.«

Findling bellte erneut aus tiefer Kehle und schnappte nach den Fesseln des Pferdes. Die Stute ging scheuend durch und galoppierte mit Clara über das Kopfsteinpflaster, hinaus aus der Stadt. Die Passanten auf den Straßen wichen ihr erschreckt aus und starrten ihr irritiert hinterher. Queens Hufe schleuderten ihnen den Dreck der Wege auf die Kleidung. Einige schüttelten den Kopf, andere hoben laut schimpfend ihre Spazierstöcke.



Ende der XL-Leseprobe

WELTENBAUM VERLAG

Vollständige Taschenbuchausgabe

09/2024 1. Auflage

Das smaragdgrüne Monokel

© by Sylvia Kaml

© by Weltenbaum Verlag

Egerten Straße 42

79400 Kandern

Umschlaggestaltung: © 2023 by Magicalcover

Bildquelle: Depositphoto

Lektorat: Julia Schoch-Daub/Feder und Flamme Lektorat

Korrektorat: Petra Schütze

Buchsatz: Giusy Amé

Autorenfoto: Privat

ISBN 978-3-949640-88-9

www.weltenbaumverlag.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,

Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.